

Russlands vergessene Kinder

St. Petersburg leuchtet, aber die Waisenhäuser der Stadt sind düstere Welten. Die Baslerin Sonja Dinner versucht das zu ändern. Eine Reise in Glanz und Elend

Von Benedict Neff, St. Petersburg



Sonja Dinner, 54, erinnert sich noch genau daran, was sie am Abend des 22. Dezembers 2000 machte. Sie kaufte eine teure Diamantenbrosche bei Tiffany. An jenem Tag waren auf ihrem Privatkonto Millionen. Sie hatte ihre IT-Firma verkauft, rechtzeitig, denn schon zwei Monate später brachen die Preise zusammen, und für sie begann ein neues Leben.

Sonja Dinner sitzt im «Astoria», einem alten, würdigen Fünfsternehotel im Zentrum von St. Petersburg, und erzählt von ihrem Vater, einem Angestellten bei Ciba-Geigy. Teilen ist eine Verpflichtung, habe er immer gesagt. Auch ihn hatte sie in den Ohren, als sie den Grossteil ihres Vermögens in eine eigene Stiftung steckte. Zusammen mit einem Ehepaar, das mittlerweile verstorben ist, gründete sie The Dear Foundation, die Entwicklungsprojekte auf der ganzen Welt unterstützt.

Dinner nennt das, was sie macht, «unternehmerisch gesteuerte Philanthropie». Sie geschäftet mit eigenem Geld an der Börse und investiert die Gewinne in wohltätige Projekte. Leute mit Helfersyndrom könne sie an ihrer Seite nicht brauchen, sagt Sonja Dinner. Sie arbeite mit Menschen mit klarem Verstand und investiere nicht nur in sogenannt gute Betriebe. In Russland zum Beispiel legt sie das Geld nur bei Unternehmen an, bei denen der Staat mindestens 51 Prozent der Aktien hält. Alles andere ist zu unsicher. In St. Petersburg unterstützt sie Waisenkinder, vor allem Schwerstbehinderte, die in den staatlichen Heimen ein elendes Leben führen. Die Möglichkeit zu helfen bleibt aber wackelig. Der russische Präsident Wladimir Putin hat schon mehrfach bewiesen, dass er Spielregeln plötzlich ändern kann.

Durch die Fenster der Hotellobby sieht man die Isaak-Kathedrale, einen mächtigen Kirchenbau mit goldener Kuppel, vor hellblauem Himmel. St. Petersburg ist eine wundervolle Stadt. Die Newa eingefrorene Lyrik, in die man alles lesen kann. Der Verkehr braust überall an einem vorbei, und doch nimmt man ihn kaum wahr. Auch in der grössten Betriebsamkeit bleibt die Stadt ruhig. Die Kälte scheint den Lärm zu verschlucken. Nur die Polizisten in ihren zu grossen Mützen, die man aus dem Fernsehen – Demonstrationen niederschlagend – kennt, sind eine Ahnung von russischer Unruhe.

In St. Petersburg trifft sich die Erste und die Dritte Welt. Hier leben Oligarchen mit gewaltigen Vermögen neben Leuten, die sich mit ein paar Tausend Rubeln durchs Leben schleppen – manchmal sitzen sie gemeinsam im Mariinsky-Theater, bei Ballett und Oper. Dann sind Arm und Reich, vielleicht wie es nur in Russland möglich ist, in einer höheren Form der Zivilisiertheit miteinander vereint. Aber das ist nur ein Moment. In der Bar des Hotels Astoria kann man einen Louis Roederer Cristal Brut Rosé 2006 bestellen für 42 000 Rubel (700 Franken). Er kostet mehr, als eine Oberärztin in einem Petersburger Waisenhaus im ganzen Monat verdient.

Ein merkwürdiger Russe

Trotz der Ungleichheit ist eine karitative Kultur in Russland lange unbekannt geblieben. Selbst die orthodoxe Kirche hält sich zurück und verwendet die Opferstöcke lieber für ihre Kirchen, die über Jahrzehnte vernachlässigt wurden. Im Hotel Astoria macht Sonja Dinner Fundraising für den Verein «Perspektiven», den sie in Russland seit Jahren selbst mit Geld unterstützt. Sie hilft damit Margarete von der Borch, einer deutschen Adligen, die mit ihrem Einsatz für die Waisen als «Engel von St. Petersburg» bekannt geworden ist.

Die Spendengala findet jedes Jahr statt und geht auf Kosten des Hotels. Für die Unterhaltung sorgen die besten Sänger des Mariinsky-Theaters und ein Alter, der während des Abendessens Santana-Stücke auf der E-Gitarre spielt. Rund hundert Leute aus der Petersburger Gesellschaft sind gekommen. Dicke Pelzmäntel werden an der Garderobe abgeladen. Die vermögenden Herren werden von ihren Damen überragt, die auf ungeheuren Absätzen durch die Hotelhallen wandeln und ihre kühlen Blicke ins Nichts werfen.

Unter ihnen ist Dmitry Chudinov, ein Milliardär und ein unpräziser Typ. Dass er an diesem Abend sprechen muss, macht ihm eher Sorgen. Er sei kein Redner, sagt Chudinov, zieht ratlos die Schultern hoch und seine Visitenkarte aus dem Sakko. Wie Sonja Dinner ist auch er hier als

eine Art Testimonial. Die Leute sollen denken: «Wenn Chudinov spendet, warum nicht auch wir?»

Ein Philanthrop ist in Russland ein merkwürdiger Mensch. Als Chudinov anfang, wohltätig zu werden, erkundigten sich Freunde: «Hast du jemanden umgebracht?» Die Vorstellung, dass ein Russe Geld spenden könnte, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, war für sie nicht vorstellbar. Chudinov schaut sich sogar an, wofür er bezahlt. Die meisten anderen russischen Gönner haben Angst davor, mit Behinderten in Kontakt zu kommen. Wenn sie nur schon das Wort «Internat» hören, wie die «Heime» hier heissen, möchten sie mit der Sache nichts zu tun haben.

«Am Abend werde ich dann wie ein Christbaum aussehen», sagte Sonja Dinner am Nachmittag, «so muss das in Russland gemacht werden.» Sie trägt den Schmuck der Grossmutter, ein graues Kleid und ihre blonde Mähne – für russische Verhältnisse bewegt sie sich immer noch in der Sphäre des Understatements. Auch Sonja Dinner muss auf der Bühne reden. Sie macht es kurz und eindringlich: «Sie können sich vorstellen, dass ich nur Geld gebe, wenn es wirklich etwas nützt.» Sie sei eben in den Heimen in Pawlowsk und Peterhof gewesen und habe gesehen, was sie bewirke. «Begleiten Sie uns weiter, alleine schaffen wir es nicht.»

An diesem Abend vergiessen manche Frauen Tränen. Spenden braucht diesen Impuls: die Rührung. Wer sich um die Welt kümmern soll, den muss die Welt erst einmal bekümmern. Die einen sind gesegnet, die anderen geschlagen. Ein sehr kleines bisschen soll die Welt an diesem Abend ausgeglichen werden.

Andalusier Wallach «Opus V»

Sonja Dinner isst nur Früchte zum Frühstück, immer. Sie entschuldigt sich für ihre schlechte Laune, und lacht schallend. In der Nacht wurden zwei ihrer Häuser in Silwan, Jerusalem, mit Bulldozern platt gewalzt. «Order of Municipality», sagt sie. Es ärgert sie, aber verwundern kann sie nicht viel. Vor zwei Jahren wurde sie von Silwaner Siedlern spitalreif geschlagen und eine Treppe hinuntergeworfen – seither hat sie ein künstliches Kniegelenk.

Dinner wuchs in Binningen auf, später in Birsfelden. Normale, mittelständische Verhältnisse seien das gewesen. Sie machte das KV, mit zwanzig zog sie nach Amerika. Heute wohnt sie mit ihrem zweiten Mann auf dem Mutschellen, im Aargau, kinderlos. Auf grossem Fuss lebt sie nicht, aber sie ist auch fern von der Selbstbeschränkung, die manche haben, die die Welt verbessern möchten. An ihrem Arm hängt eine Louis-Vuitton-Tasche, Porzellan ist eine kleine Obsession. Als ihren grössten Luxus bezeichnet sie ihren weissen Andalusier Wallach «Opus V», ein Geschenk ihres Mannes, verbunden mit dem Wunsch: bitte weniger arbeiten.

Sonja Dinner fliegt um die Welt, zu den Behinderten in Russland, den Albinos in Afrika, genitalverstümmelten Frauen in Äthiopien. Gerade organisiert sie eine Social-Media-Kampagne für die Bekämpfung von Brustkrebs. Selbst Papst Franziskus konnte sie für das Projekt gewinnen. Er wird im Vatikan ein Video-Statement abgeben – bei den Dreharbeiten wird sie in Rom sein. «Vielleicht möchte ich ein kleiner Mandela sein», sagt Dinner einmal, um die Aussage gleich wieder zurückzuziehen.

Jeden Morgen liest sie Zeitungen aus aller Welt. «Merkel», sagt sie, «hätte ich am liebsten einen Maulkorb verpasst.» Dinner spricht von jenem Tag im September, als die deutsche Kanzlerin alle Menschen dieser Welt in ihrem Land willkommen hiess. «Diese Botschaft war gerade für Afrika verheerend, da überlegen sich aktuell 500 Millionen Menschen, nach Europa zu kommen.» Politiker wie Merkel seien mit ihren unbedachten Äusserungen ein riesiges Problem. Sie versuche alles zu unternehmen, dass die Leute da eine Perspektive haben, wo sie herkommen.

Auch die Arbeit der Deza, der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit, sieht sie kritisch. «Was Didier Burkhalter in Syrien macht, bringt überhaupt nichts», sagt sie. «Es wäre besser, er würde sich einfach einen Joint anzünden und gar nichts machen.» Sonja Dinner hat Kontakte in die Aussenministerien und zu den höchsten Stellen der UNO. Im Januar trifft sie den Deza-Chef zum Nachtessen. Sie habe ihn schon vorgewarnt, sagt Dinner, er brauche mindestens fünf Stunden Zeit.

Die Grande Dame

Dinner ist Grande Dame und Aktivistin. In St. Petersburg hat sie im Winter zwei Nächte mit Strassenkindern draussen geschlafen. Sie will genau wissen, wie sich die Welt anfühlt und wofür sie zahlt. Vor drei Jahren erhielt sie in Jerusalem den International Teddy Kollek Award, einer der renommiertesten Preise für Philanthropie.

Nach dem Frühstück sitzen wir im Wagen des «Astoria» und fahren in Richtung Pawlowsk, 30 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. «Da war der noch nie, so wie der schaut, der liebe Mann», sagt Dinner. Der Fahrer meint hingegen mit Blick auf das Navigationssystem: «We will find.» Nach einer Stunde kommen wir in einem eingezäunten Gelände an. Schnee liegt auf den Wiesen und es ist fast minus zehn Grad. «Kannst du durch den Mund atmen?», fragt mich Sonja Dinner am Eingang von Pawlowsk. Merkwürdigerweise gewöhnt man sich an die Luft im Pawlowsker Kinderheim nicht. Im Gegenteil wird das Bedürfnis, ihr zu entfliehen, immer grösser.

Während wir mit Plastiküberzügen an den Schuhen durch die Flure schlurfen, stöckelt Irina auf Absatzschuhen im Leopardmuster nebenher. Sie ist hier die Ärztin und Chefin im Haus. Möglicherweise hat sie sich für uns so hergemacht, möglicherweise arbeitet sie immer in diesen Schuhen – wer weiss das schon. Irina führt durch die Zimmer und Gänge, an zigergrünen Wänden vorbei, an denen Kinderzeichnungen hängen; nummeriertem Blechgeschirr, und Nachttöpfen. Fast überall läuft Russki-Pop aus dem Radio. Wir sehen nur eines von vier Häusern; jenes, in dem der Verein «Perspektiven» tätig ist und die Arbeit der staatlichen Institution unterstützt. 90 Kinder leben in diesem Teil. 53 von ihnen haben Eltern, zwanzig, sagt Irina, werden manchmal besucht. Die meisten sind Sozialwaisen. Ihre Eltern wollen wegen ihrer Behinderung nichts mit ihnen zu tun haben.

Befund: Nicht lernfähig

Die Kinder, die hier leben, galten in Russland lange als nicht lernfähig. Das war russische Politik: Je weniger ein Kind kann, desto weniger wird es gefördert. Als Margarete von der

Borch, die «Perspektiven» gründete, Anfang der Neunzigerjahre zum ersten Mal in Pawlowsk war, dachte sie, sie erlebe gerade eine Schlafstunde. Bis sie merkte, dass dies Normalität und die Schlafstunde endlos war. Alles war ruhig damals, nicht einmal geweint wurde, denn auch Emotionen gab es nicht. Die Kinder lagen kahl rasiert in ihren Betten, zwanzig in einem Zimmer. Früher wirkte in der Anlage ein Arzt, der es für das Vernünftigste gehalten hätte, alle einzuschläfern, erzählt Sonja Dinner. Das wiederum erlaubte der Staat nicht: Die Kinder sollten nicht leben, aber auch nicht sterben. Viele sind früh gestorben: an der fehlenden Zuwendung, Verwahrlosung.

Die Angestellten loben die Veränderung, den neuen Geist, zumindest im Haus 4, seit sie mit Geld aus dem Westen unterstützt werden. Irina sagt, ohne «Perspektiven» gehe gar nichts. Es sind wie kurze Werbespots, die in jedem Zimmer angehen. Den Kindern werde nun dreimal am Tag die Windel gewechselt, sagt eine Pflegerin. Alle acht Stunden – das sind hier Erfolge. Wie oft die Windeln in den anderen Häusern gewechselt werden, möchte man nicht wissen. Manche Kinder, die jahrelang nur gelegen sind, haben durch Therapie gehen und sprechen gelernt. Manche wanken jetzt wie Artjom kreidebleich, aber lachend in der Gegend herum und widerlegen eindrucklich den früheren Befund, sie könnten nichts lernen.

Im Haus 4 sind die schwächsten Kinder im Heim. Viele sind geistig und körperlich behindert, manche haben dazu Epilepsie, andere einen Wasserkopf, viele haben starke Missbildungen. Ihre dünnen Arme und Beine sind muskellos und machen unmöglichste Verrenkungen. Im Haus 4 ist man dank den Zuwendungen aus dem Westen so weit, dass die meisten Kinder mit einer Infusion durch den Magen ernährt werden. Aber auch hier gibt es Kinder, die ihre Nahrung durch die Nase erhalten. Kleine, bräunliche Beutel hängen an Ständern neben ihren Betten.

Selbst im Haus 4 will man uns die schwersten Fälle nicht zeigen. Wir hätten sie schon gesehen, meint Natascha, die für «Perspektiven» arbeitet und uns als Übersetzerin begleitet. Nach dem Rundgang gebe es nun Tee und Kuchen in der Kantine. Meistens ist Natascha eine Hilfe, gelegentlich aber wie eine Türsteherin, die weniger zeigen als verbergen will. Die Gründe dafür mögen Scham und Stolz sein. Auch sie möchte vor uns Ausländern nicht ohne Weiteres das staatliche Versagen ausbreiten. Sonja Dinner beharrt darauf, die Kinder zu sehen. Schliesslich entscheidet man sich, der Geldgeberin den Willen nicht abzuschlagen.

Einem 14-jährigen Mädchen wird gerade die Windel gewechselt, Aleksey (8) sitzt zusammengekauert in seinem Gitterbett und schaut, als wolle er zubeissen, Marta ein 18-jähriges Mädchen, das kaum zwanzig Kilo wiegt, starrt apathisch zur Decke. Sonja Dinner streichelt es: «He, du miesch dabliibe.» Als wir das Zimmer verlassen, zweifelt sie daran, nun alle Kinder gesehen zu haben. Vor zwei Jahren hat sie in Pawlowsk Kinder gesehen, deren Beine einen 180-Grad-Winkel machen, wie im Spagat. Sie zeigt die Bilder auf ihrem Handy. Wo sind die Kinder geblieben? Sonja Dinner will es noch herausfinden.

Im Haus 4 herrschen drei Regime. Da sind die Leute von «Perspektiven»: freiwillige Helfer, die meisten von ihnen christlich geprägt und aus Deutschland, dazu russische Spezialisten. Daneben gibt es die staatlichen Betreuer, weiss geschürzte Sanitarkas (Krankenschwestern) und Ärzte. Einige wirken wie Irina herzlich und bemüht. Andere blicken missmutig und hart in die

Welt. Einzelne hinterlassen mit ihren fettigen Haaren und Traineranzügen selber einen desolaten Eindruck.

Dass die staatlichen Angestellten schlecht verdienen, hebt ihre Stimmung nicht. Eine Pflegerin kriegt monatlich 16 000 Rubel (270 Franken), eine Krankenschwester 20 000 Rubel (340 Franken) und eine Ärztin 40 000 Rubel (615 Franken) – selbst in St. Petersburg ist das nicht viel. Wie es den Leuten geht, ist auch an den Zähnen abzulesen. Viele hier haben schlechte Zähne: Das betrifft die Kinder und das Personal. Manche Behinderte beissen sich noch mit zwei Schaufeln durchs Leben. Als unser Wagen durch den grauen Park fährt, schiebt Irina im Haus den Vorhang zur Seite und winkt uns hinterher.

Reden über Putin

Als Sonja Dinner im Auto wieder einmal über Putins Unberechenbarkeit spricht, wirft Natascha über den Rückspiegel einen strengen Blick in den Hinterraum: «Das ist kompliziert, man kann das nicht so einfach sehen.» – Putin ist ein heikles Thema. In jedem zweiten Haushalt hängt sein Bild, nicht selten ist es eines, das ihn mit nacktem Oberkörper zeigt, reitend, durch die Steppe. Dass dieser Mann mit den Problemen des Landes etwas zu tun haben könnte, ist für viele Russen gewagte Spekulation, für die meisten eine böartige Behauptung. Die Frage, ob es nicht den Nationalstolz verletze, wenn westliche Gönner in staatlichen Heimen die Arbeit machen, die die Regierung erledigen müsste, kommt bei Natascha schlecht an. «Das darf man überhaupt nicht so sehen», sagt sie, «die Russen lösen die Probleme.» Dinner lächelt und schüttelt den Kopf ein wenig.

Wenn die Behinderten volljährig sind, müssen sie weg von Pawlowsk in ein psychoneurologisches Internat, wie es hier heisst. Eines davon ist in Peterhof, einem Nachkriegsgebäude, in dem mehr als tausend Leute leben – ein kleines Dorf im Plattenbau. Auch hier arbeitet der Verein «Perspektiven» nur in einem begrenzten Teil, in dem etwa 160 Leute leben. Sie werden gefördert: können töpfern, Theater spielen, malen und Handarbeiten machen. In Russland ist das, was wir Behindertenwerkstatt nennen, fast noch revolutionär. Die Atmosphäre in diesen Gruppen ist fröhlich und wir Gäste sind eine willkommene Sensation, die angestarrt, angelacht und angefasst wird.

Der Wohntrakt, wo die Leute jeweils zu siebt in einem Zimmer leben, wirkt beklemmend. Ein Mann schreit im Gang herum und legt sich flach auf den Boden. Er geifert und irgendetwas stört ihn – eine Sanitarka versucht erfolglos, ihn zu bewegen. Um ihn herum schwirrt grinsend ein Riese mit jugendlichem Flaum, dessen Arme in einer aus einem Tuch improvisierten Zwangsjacke stecken. Ein kleinerer Mann, der grauenhaft nach Urin stinkt, beobachtet die Szene mit offenem Mund. Von irgendwo her hört man russischen Pop. Aber selbst hier gibt es kleine Glücksbezirke. Ein taubstummer Mann, den sie hier Tarzan nennen, durfte sich ein Zimmerchen mit seiner Geliebten einrichten. In ihm steht ein Diwan und der Raum ist mit einer grossen Zahl russischer Heiligenbilder dekoriert. Tarzan ist sichtlich stolz auf sein Reich. Das Paar hält sich ausserdem ein graues Kätzchen, das mit einer Schnur an der Heizung festgemacht ist, damit es nicht wegwandert. Haustiere sind nicht erlaubt.

Eine kontrollierte Welt

Den Gestank von Peterhof scheinen nur die Besucher wahrzunehmen, für alle anderen ist er normal. Die Leute werden, wenn es hoch kommt, einmal im Monat gebadet. Man ist weit weg von der Stadt und ihrer, Herrlichkeiten. Besuch ist unerwünscht, am wenigsten will man hier Journalisten sehen. Es gibt einen Wächter, und wer kommt, muss sich in ein Buch eintragen. Der Staat kontrolliert diese armselige Welt und er will sich dabei weder beobachten noch unbedingt helfen lassen.

«Dieser Besuch hat mich sehr glücklich gemacht», sagt Sonja Dinner strahlend, als wir wieder im Auto sitzen. Sie hat fröhliche Gesichter gesehen und wie viel sich verändert hat, auch mit ihrer Hilfe. Wer die Anlage zum ersten Mal sieht, dem fällt es hingegen schwer, das Gute zu sehen. Dreissig Männer, zum Beispiel, schieben sich in Peterhof auf Holzbrettern mit Rädern durch die Gänge – man wähnt sich im Mittelalter. Man kann die Männer mit ihren verstümmelten Beinen dafür bedauern, dass ihnen der Staat nicht einmal einen Rollstuhl gibt. Sonja Dinner freut sich eher, dass sie jetzt wenigstens dieses Rollbrett haben. Für diese Leute war das Brett eine Befreiung – das Leben kannten sie vorher nur als Liegende.

Dinner telefoniert: «Hallo Reto ... ich würde gern Gold kaufen, im besten Moment. Wo stehen wir jetzt mit der Unze?» Wenig später klingelt das Telefon wieder: «Wir müssen unbedingt das jordanische Königshaus stabilisieren.» Dinner denkt in grossen Dimensionen.

Die Öffentlichkeit hat sie bisher gemieden. Zu dieser Reise nach Petersburg hat sie selber eingeladen und ein glasklares Motiv. Die Erlöse von der Börse sind seit der Finanzkrise kleiner geworden und sie versucht über neue Kanäle Geld aufzutreiben. Aber es ist nicht nur das Geld, sondern auch das Gewissen, das sie zu diesem Schritt veranlasste. Vor Kurzem habe ihr ihre bald 90-jährige Mutter gesagt: «Wenn du mit all dem, was du weisst und siehst, nicht an die Öffentlichkeit gehst, machst du dich mitschuldig.»

Am letzten Abend besuchen wir junge Männer, Waisen, die früher auf der Strasse lebten. Mittlerweile sind sie in einer Parterrewohnung am Ligoovsky- Prospekt untergebracht, vis-à-vis vom Moskovsky-Bahnhof, in einer rauen Gegend. Marina, die Hausmutter, führt die jungen Männer mit Liebe und Ordnungssinn durch den Alltag. Als wir beim Tee in der Küche nach den Träumen der Männer fragen, entsteht grosse Verlegenheit. Erst allmählich wagt sich einer vor. Er ist 24 Jahre alt und sagt, er würde gern heiraten, doch verdiene er als Strassenputzer mit 14 000 Rubel zu wenig. Einen wie ihn würden russische Frauen nicht wollen.

Sonja Dinner erzählt nach der Reise am Telefon, dass Marina sie nach unserem Besuch noch angerufen habe. Drei der fünf Männer aus der Küche hätten in der Nacht geweint. Sie sind in ihrem Leben noch nie gefragt worden, was ihre Träume sind.

The Dear Foundation gewährleistet laut eigenen Angaben, dass Spenden zu 100 Prozent in das gewünschte Projekt fliessen. Die Verwaltungskosten trage die Stiftung allein. Weitere Informationen: www.thedearfoundation.ch